

Caren Benedikt

Das Grand Hotel Usedom
Wogende Wellen

Roman



Eine junge Frau zwischen der Aufklärung eines Mordes, dem Aufbau eines Hotels und der großen Liebe

Ein Teil von mir wünscht sich, er wäre nicht wiedergekommen. Ein anderer kann kaum erwarten, ihn wieder in meine Arme zu schließen.

Usedom, 1904: Nach den furchtbaren Ereignissen auf dem Frühlingsball im *Ahlbecker Hof* heuern Helene und Sophie von Höveln einen Privatdetektiv an, der die mysteriösen Ereignisse auf Usedom aufklären soll. Helene geht vollkommen in ihrer Arbeit im neuen Literaturhotel *Atlantic* auf und macht dem von ihrem Schwager Friedrich Kaminski geführten *Ahlbecker Hof* schnell Konkurrenz. Friedrich wiederum lässt das ehemals edle Hotel zu einer Hochburg des Lasters verkommen – und ist zu allem bereit, um den Aufstieg des Hotels *Atlantic* zu verhindern ...

Als Helenes große Liebe Christian von seiner Europareise zurückkehrt, spürt sie sofort die alte Anziehung. Doch sie ist inzwischen verheiratet und verbietet sich jeglichen Kontakt zu ihm. Wie lange kann sie dem Drang widerstehen?

Intrigen und Geheimnisse der gehobenen Gesellschaft – direkt vor der Kulisse des wunderschönen Usedom. Der fulminante zweite Teil der »Grand Hotel Usedom«-Saga!

CAREN BENEDIKT

WOGENDE
Wellen

GRAND HOTEL
USEDOM

SPIEGEL
Bestseller-
Autorin

ROMAN



Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das Recht der mechanischen, elektronischen oder fotografischen Vervielfältigung, der Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen, des Nachdrucks in Zeitschriften oder Zeitungen, des öffentlichen Vortrags, der Verfilmung oder Dramatisierung, der Übertragung durch Rundfunk, Fernsehen oder Video, auch einzelner Text- oder Bildteile.

Alle Akteure des Romans sind fiktiv, Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen wären rein zufällig und sind von der Autorin nicht beabsichtigt.

Genehmigte Lizenzausgabe für Maximum Verlags GmbH,

Hauptstraße 33, 27299 Langwedel

Copyright der Originalausgabe © 2025 by Amazon Publishing, Amazon Media EU S.à r.l.
38, avenue John F. Kennedy, L-1855 Luxembourg

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an uns:

Maximum Verlags GmbH

Hauptstraße 33

27299 Langwedel

www.maximum-verlag.de

E-Mail: info@maximum-verlag.de

1. Auflage 2025

1. Lektorat: Kristina Lake-Zapp

2. Lektorat: Diana Schaumlöffel

Korrekturat: Angelika Wiedmaier / DRSVS

Satz/Layout: Alin Mattfeldt

Umschlaggestaltung: Alin Mattfeldt, Langwedel und BüroSüd, München

Umschlagmotiv: © Seetel Hotel GmbH & Co. Betriebs-KG, Dünenstr. 41,
17419 Seebad Ahlbeck

Druck: CPI books GmbH

Made in Germany

ISBN: 978-3-98679-063-9

Für Uli!

Weil auch du weißt, wie es ist, für etwas wirklich zu brennen!

Prolog

Bansin auf der Insel Usedom,

Mittwoch, 16. November 1904

»Hm«, machte Privatermittler Oscar Thalmann und reichte den Bericht der Polizei und Gendarmerie über das, was sich am 26. März dieses Jahres im *Grand Hotel Ahlbecker Hof* zugegetragen hatte, an seine Auftraggeberinnen zurück. »Ist ja nicht gerade viel.«

»Genau aus diesem Grund bitten wir Sie um Ihre Hilfe, Herr Thalmann«, insistierte Helene von Weigand, die Besitzerin und Geschäftsführerin des *Hotels Atlantic*, in dem sie nun saßen. Mit einer eleganten Bewegung strich sie sich eine blonde Haarsträhne hinters Ohr, die sich aus ihrer am Hinterkopf zu einem modischen Chignon geschlungenen Frisur gelöst hatte. Zusammen mit ihrer älteren Schwester Sophie, der mittleren der drei Töchter des unlängst verstorbenen Hoteliers August-Wilhelm von Höveln, saß sie in dem geschmackvoll eingerichteten Büro des mondänen Neubaus, der direkt an der breiten, von Dünen gesäumten Strandpromenade lag und einen unvergleichlichen Blick auf die See bot.

»Unser Vater ist nicht versehentlich vom Balkon gestürzt und erst recht nicht freiwillig in den Tod gesprungen, davon sind wir fest überzeugt«, sagte Sophie von Höveln, den Blick fest auf Thalmann gerichtet.

»Sie werden sicher verstehen, dass wir erst wieder in Ruhe schlafen können, wenn Sie denjenigen gefunden haben, der für seinen Tod verantwortlich ist«, fügte sie hinzu.

»Hm«, machte Oscar erneut, wie er es immer tat, wenn er nachdachte und seine Gedanken zu ordnen versuchte. Seine Augen schweiften durch das Büro der Hoteldirektorin. Es war außergewöhnlich, dass eine Frau die Verantwortung für eine Beherbergungsstätte in einer solchen Größenordnung übernahm, aber soweit er es nach den wenigen Begegnungen mit dieser jungen Dame beurteilen konnte, war Helene von Weigand – Helene von Höveln, wie sie vor ihrer Hochzeit mit dem Fabrikantensohn Conrad von Weigand hieß – eine außergewöhnliche Frau. Der Raum, in dem sie ihrer Arbeit nachging, war überaus geschmackvoll eingerichtet. Oscar kannte prachtvollere, gediegener ausgestattete Büros, doch die wirkten oft düster und überladen, überzogen mit dem Staub der Zeit, während dieses hier trotz des kunstvoll gearbeiteten massiven Schreibtischs aus Nussbaum hell und freundlich wirkte. Was vermutlich nicht zuletzt an der Farbwahl für die Bezüge der Sitzmöbel und den Vorhängen vor den hohen Fenstern lag: Statt der üblichen Samststoffe in dunklem Grün, Rot oder Blau fand man hier Hellblau, Flieder und Crème, sogar die gemusterte Textiltapete war in diesen Tönen gehalten und bildete einen bestechenden Kontrast zu den bis auf halbe Höhe vertäfelten Wänden, die wiederum mit dem Braun der Nussbaummöbel korrespondierten. An einer der Wände hingen gerahmte Familienfotografien, weitere standen auf einem halbhohen Schrank hinter dem Sofa.

»Ja?«, riss Sophie von Höveln ihn aus seiner Betrachtung. »Man hat Sie uns wärmstens empfohlen, Herr Thalmann ...«

Oscar nickte.

Er war jetzt schon seit fast zehn Jahren als privater Ermittler tätig, ein Beruf, von dem er früher nicht einmal geahnt hatte, dass es überhaupt einer war. Doch inzwischen wusste er, wie geschickt er ihn ausübte, wusste um sein Talent, gewissen Dingen voller Zielstrebigkeit auf den Grund zu gehen und sich durch nichts und niemanden davon abhalten zu lassen. Dabei half ihm nicht zuletzt sein unauffälliges Äußeres, welches ihm die beste Tarnung verlieh. In mittlerem Alter, mit stets akkurat geschnittenen braunen Haaren, mittelgroßer, mittelkräftiger Statur – sportlich, aber nicht zu sehr trainiert – sowie den stets schlichten, gedeckten Anzügen mit dazu passendem Hut, vermochte er sich so gut wie unsichtbar zu machen, und genau deshalb konnte sich die Bilanz dessen, was er ans Tageslicht förderte, mehr als sehen lassen. Bislang hatten ihn all jene, in deren Auftrag er über die Jahre tätig gewesen war, vorbehaltlos weiterempfohlen.

»Der Abschlussbericht ist zwei Wochen alt«, fasste er zusammen. »Und die Polizei hat von Ende März bis Anfang November nichts weiter als diese paar Seiten zustande gekriegt, aus denen so gut wie nichts hervorgeht.« Er tippte mit dem Zeigefinger auf einige wenige, von einer Büroklammer zusammengehaltene Blätter, die auf dem Couchtisch zwischen ihm und den beiden Schwestern lagen. »Darin steht nichts außer ein paar Fakten bezüglich des Sturzes und den mageren Schlussfolgerungen, die sich aus der Befragung des Personals und der Familie ergeben haben!«

»Ganz genau.« Helene von Weigand nickte und setzte sich aufrechter hin. »Deshalb haben wir Kontakt zu Ihnen aufgenommen. Wir wollen, dass der Mörder unseres Vaters gefunden und für seine Tat bestraft wird.« Sophie von Höveln

nickte bekräftigend. »Meiner Schwester und mir bleiben nur noch wenige Möglichkeiten, Ihnen Einblick in das Geschehen im *Ahlbecker Hof* zu gewähren, Herr Thalmann«, fuhr Helene fort. »Unser Schwager Friedrich Kaminski hat jetzt dort das Sagen.«

»Und so, wie es klingt, haben Sie kein besonders gutes Verhältnis zu diesem?«, folgerte Oscar.

Helene von Weigand hob die fein geschwungenen Augenbrauen und schaute zu ihrer Schwester hinüber. Oscar entging nicht die außergewöhnliche Schönheit der beiden Damen, wenngleich er zugeben musste, dass Helene mit ihrer hoch gewachsenen Gestalt noch gefälliger wirkte als ihre ältere Schwester. Sophie von Höveln war kleiner und eher unscheinbar, doch ihre Augen verrieten, dass man sie nicht unterschätzen durfte.

»Kein besonders gutes Verhältnis?« Helene lachte tonlos auf. »Das ist noch gelinde ausgedrückt, nicht wahr, Sophie?« Die Angesprochene verzog die Lippen zu einem verächtlichen Grinsen, doch bevor sie etwas sagen konnte, platzte Helene heraus: »Wir können unseren Schwager nicht ausstehen und halten es durchaus für möglich, dass er es sogar selbst war, der unseren Vater vom Balkon gestoßen hat.«

Sophie setzte sich nun ebenfalls aufrechter hin. »Nicht nur für möglich, sondern für sehr wahrscheinlich«, bekräftigte sie mit blitzenden Augen.

»Verstehe ...« Oscar strich sich über das glatt rasierte Kinn. »Wenn er Ihr Schwager ist, wie Sie sagen, wie stehen Sie dann zu dessen Ehefrau, also Ihrer Schwester?«

»Nun ...«, setzte Sophie an, dann verstummte sie und warf Helene einen fragenden Blick zu.

»Worauf wollen Sie hinaus, Herr Thalmann?« Die

Hoteldirektorin beugte sich ein kleines Stück zu ihm vor und richtete ihre intensiven, blauen Augen auf ihn.

»Ich meine, wenn ich etwas ans Tageslicht bringe, das ihn als Täter bestätigen würde«, erklärte Oscar seine Frage, »würde sich das auch zulasten Ihrer Schwester auswirken.«

»Friedrich ist ein Mistkerl, und wenn Maria, unsere Schwester, nicht vollkommen von gestern ist, dürfte ihr das auch schon selbst klar geworden sein«, urteilte Helene von Weigand. »Weder Sophie noch ich wollen, dass Maria für die Taten ihres Mannes büßen muss. Doch noch weniger wollen wir, dass der Mord an unserem Vater ungesühnt bleibt.« Sie strich sich mit ihren Fingern über die Wangen, auf die nun eine leichte Röte trat. Man konnte ihr deutlich anmerken, wie sehr sie dieses Thema aufwühlte, wenngleich sie sich alle Mühe gab, die Contenance zu wahren.

»Ich verstehe«, erwiderte Oscar und griff nach dem Bleikristallglas mit Wasser, das auf einem Untersetzer auf dem Tisch vor ihm stand. Man hatte ihm etwas Hochprozentigeres angeboten, wie es derzeit in Mode war, aber er hatte abgelehnt. Alkohol war nicht sein Fall, musste er doch stets einen klaren Kopf bewahren. »Gibt es jemanden im *Ahlbecker Hof*, dem Sie vertrauen können und der als Unterstützung für mich infrage käme?« Er trank einen Schluck.

Wieder sahen die Schwestern sich an.

»Ich würde es nicht riskieren wollen, mehr Leute als nötig ins Vertrauen zu ziehen«, erwiderte Sophie zögernd. »Wenn möglich sollte niemand wissen, dass wir einen Ermittler eingeschaltet haben. Wie stehst du dazu, Helene?« Die Besitzerin des *Atlantic* nickte.

»Je unauffälliger Sie vorgehen, je unauffälliger Sie *sind*, Herr Thalmann, desto besser. Wenn Sie als ganz normaler Gast

im *Ahlbecker Hof* logieren, ohne dass irgendwer von Ihrer Verbindung zu uns ahnt, finden Sie sicher am schnellsten heraus, was sich im Arbeitszimmer unseres Vaters tatsächlich zugetragen hat.«

»Ich verstehe«, bestätigte Oscar erneut und stellte sein Glas ab. »Für den Moment, so würde ich denken, habe ich alle Informationen, um erst einmal anzufangen.« Er erhob sich, woraufhin auch seine Auftraggeberinnen aufstanden.

»Was denken Sie, wann wir von Ihnen hören werden?«, fragte Helene, strich sich den knöchellangen Seidenrock glatt und tastete nach dem Kragen ihrer spitzenbesetzten Bluse. Ihre Schwester war ähnlich gekleidet – schlicht, aber ausgesprochen elegant, wie es neuerdings typisch war für junge, moderne Frauen. Hier, auf Usedom, so beobachtete Oscar immer wieder, hielten jedoch vor allem die adelige Gesellschaft und das Großbürgertum noch immer an der weitaus opulenteren Mode des vergangenen Jahrzehnts mit ihren eng geschnürten Korsetts und den schweren, bodenlangen Röcken fest.

»Das kann ich nicht sagen«, erwiderte er. »Vielleicht ergibt sich schon nach ein oder zwei Tagen etwas, vielleicht aber auch nicht. Ich beabsichtige, Ihnen allerspätestens am Ende der nächsten Woche eine kurze Mitteilung zukommen zu lassen, was ich bereits in Erfahrung bringen konnte. Keine Sorge«, fügte er hinzu. »Ich werde nicht länger ermitteln als nötig, um Ihr Geld nicht zu verschwenden.«

»Davon sind wir auch nicht ausgegangen«, stellte Helene klar. »Unsere Ungeduld ist eher dem Umstand geschuldet, dass wir es nicht erwarten können zu erfahren, wer unseren Vater umgebracht hat, und noch weniger können wir es erwarten, den Täter endlich den Behörden zu überstellen.«

Oscar reichte ihnen die Hand, verabschiedete sich von den Schwestern und ließ sein Notizheft zusammen mit dem kleinen Bleistift in der Jackentasche verschwinden.

»Die Damen ... Ich werde den Hintereingang nehmen, durch den Sie mich vorhin hereingelassen haben«, kündigte er an. »Es ist gut, wenn mich niemand bemerkt.«

»Ich kann Sie noch begleiten«, bot Sophie von Höveln an und folgte ihm.

»Nicht nötig«, lehnte Oscar ab. »Es wäre nicht gut, wenn wir zusammen gesehen werden.«

Er setzte seinen Hut auf und tippte grüßend an die Kreppe, dann legte er die wenigen Schritte zur Tür zurück und öffnete sie. Vorsichtig spähte er in den Korridor, nach rechts und nach links, um sicherzugehen, dass sich niemand dort befand. Es war kein Mensch zu sehen und auch nichts zu hören, sodass er hinausschlüpfte und die Tür leise hinter sich ins Schloss zog. Im Grunde hätte er gar nicht schleichen müssen, schluckte der dicke Teppich doch jeden seiner Schritte. Aber Oscar war es gewohnt, sich stets auf leisen Sohlen zu bewegen, und als er die Treppe erreichte, lehnte er sich oben über das Geländer und blickte nach unten, bevor er die erste Stufe nahm. Auch hier war niemand zu sehen oder zu hören. Geschwind wie ein Wiesel lief er die Stufen vom zweiten Stock bis ins Erdgeschoss, spähte in den dortigen Korridor, ob sich jemand da aufhielt, und huschte dann durch die Hintertür hinaus. Mit eiligen Schritten entfernte er sich vom *Hotel Atlantic* und verlangsamte sein Tempo erst, als er um zwei Häuserecken gebogen war. Hier wartete er kurz, warf dann noch mal einen prüfenden Blick in die Richtung, aus der er gekommen war, um zu sehen, ob ihm jemand folgte. Doch dem war nicht so. Also ging

Oscar mit einem feinen Lächeln auf den Lippen zu seinem ein ganzes Stück vom *Hotel Atlantic* entfernt geparkten Automobil, das er seit ziemlich genau vier Monaten besaß und das sein ganzer Stolz war. Nie im Leben hätte er gedacht, dass er jemals etwas so Luxuriöses besitzen würde. Doch ihm war gelungen, was die Polizei in Berlin nicht vermocht hatte, und das war die Belohnung dafür. Sein Lächeln wurde bei dem Gedanken daran breiter. Er, Oscar Thalmann, war es gewesen, der die kleine Emma Hesterberg, Tochter eines reichen Industriellen und Opfer einer ruchlosen Entführung, ausfindig gemacht und unverletzt in die Arme ihrer Eltern zurückgebracht hatte. Und das erfüllte ihn mit einer tiefen Zufriedenheit – und auch mit Stolz. Ja, allein ihm, dem Privatermittler Oscar Thalmann, war es zu verdanken, dass es Emma gut ging und die Entführer der Vierjährigen gefasst werden konnten. Wobei, wenn Oscar ehrlich war, musste er sich eingestehen, dass er den größten Anteil an dem glücklichen Ausgang der Entführung Kommissar Zufall zu verdanken hatte. Aber als Ermittler brauchte man nun einmal auch Glück oder, wie in diesem Fall, vor allem gute Kontakte in Kreisen nicht ganz so gesetzestreuer Bürger. Zum Beispiel zu Hugo Schneider, einem Kleinkriminellen, der einen Großteil seiner Brötchen aus den überaus wechselhaften Einnahmen mit Glücksspiel bestritt und der ihm noch einen Gefallen schuldig gewesen war. Denn nur aufgrund Oscars Hilfe war Hugo an dem Tag, als die Razzia im Hinterhof des Theatersaals in Berlin gelaufen war, nicht festgenommen worden und noch einmal mit heiler Haut davongekommen. Dass jener Hugo der Cousin desjenigen war, der die kleine Hesterberg entführt hatte, um von deren Familie Geld zu erpressen, und bei seinem Cousin im betrunkenen Zustand

damit geprahlt hatte, wegen einer Vierjährigen bald ein reicher Mann zu sein, war wahres Glück für Oscar gewesen. Zugegeben: Hugo war nicht ganz freiwillig mit der Sprache rausgerückt und hatte auch nur Andeutungen fallen lassen. Doch die hatten Oscar genügt, um mit dem, was er ohnehin schon ermittelt hatte, ein Mosaik zusammenzufügen.

Oscars Methode, der Wahrheit auf den Grund zu gehen, war im Grunde immer die gleiche: Er hörte sich um, tauchte tiefer dort ein, wohin ihn eine manchmal auch nur winzige Spur führte, und erschlich sich das Vertrauen der Menschen, die um den Verdächtigen, den Oscar ins Auge gefasst hatte, herum waren. Meist nutzte er seinen Charme und machte sich vor allem an die Frauen heran, deren Vertrauen seiner Erfahrung nach weit rascher zu gewinnen war als das der Männer. Ja, er gab es zu, trotz seines unscheinbaren Aussehens hatte er schon so manches Herz erobert und wohl auch etwas beschädigt zurückgelassen. Gebrochen hatte er seiner Meinung nach keines, wenngleich die hübsche Lisbeth, durch die er vor Jahren in Hamburg den Dieb eines wertvollen Colliers, das noch dazu ein Erbstück gewesen war, hatte entlarven können, doch weit mehr als andere Frauen in ihn verliebt gewesen war. Als ihr klar wurde, dass es Oscar vor allem darum ging, ihren Bruder zu stellen und das Schmuckstück den eigentlichen Besitzern zurückzugeben, hatte sie ihn mit Vasen, Lampen und anderem Zierrat beworfen, ja, sie hatte sogar einen Stuhl auf ihn geschleudert, und Oscar hatte sich beeilt, die Flucht anzutreten. Lisbeth zählte zu den wenigen Frauen, denen er wahrhaftig den Kopf verdreht hatte, aber man konnte ihm wohl kaum die Schuld dafür zuweisen, dass ihr Bruder ein Krimineller war. In jedem Fall besaß er durch sein Geschick – um nicht zu sagen, seine

Gabe – einen funkelnagelneuen Spyker 60 HP, das erste Automobil mit einem Sechszylinder-Motor, als Rennwagen konzipiert, wie ihm gesagt wurde. Das war vielleicht ein schickes Geschoss! Donnerwetter aber auch! Der Vater der kleinen Hesterberg war ihm so dankbar gewesen, als Oscar ihm und seiner Frau das Kind zurückgebracht hatte, dass er mit dem niederländischen Automobil über den vereinbarten Lohn hinaus seine Dankbarkeit zum Ausdruck hatte bringen wollen. Wenn es nach Oscar ginge, würde er am liebsten nur solche Aufträge übernehmen. Denn neben dem Geld, das die Eltern zu bezahlen bereit waren, um ihre Kinder wieder in die Arme schließen zu können, gab es Oscar ein gutes Gefühl, in solchen Fällen für Gerechtigkeit zu sorgen. Auch wenn Oscars moralischer Kompass im Hinblick auf kleinere Straftaten wie durch ihn aufgedeckte Diebstähle, Glücksspiel und ähnliche Dinge nur mäßig oder auch gar nicht ausschlug, war es etwas vollkommen anderes, wenn es um Leib und Leben ging. Und wenn jemand sich auch noch an Kindern vergriff, hörte bei Oscar der Spaß vollkommen auf. Solche Kerle konnte er auf den Tod nicht ausstehen. Wenn diese genau zu einem solchen verurteilt wurden, weinte er ihnen keine Träne nach. Diese Widerlinge konnten seines Erachtens nach zur Hölle fahren – er gab ihnen gern auch noch Anschwung!

Für seinen neuen Fall kehrte er Berlin für eine Weile den Rücken. Seine Auftraggeberinnen hatten ihn über einen ehemaligen Klienten angefragt, und Oscar hatte nicht einmal lange überlegen müssen, den Auftrag anzunehmen. Der größte Hotelier Usedom, der vom Balkon seines eigenen Hotels in den Tod gestürzt war – das hatte schon etwas sehr Dramatisches. Noch wusste Oscar nicht, wie er es werten sollte, dass die Polizei und Gendarmerie die Sache offenbar mehr oder

weniger einfach hingenommen hatten. Oder waren sie wirklich nicht in der Lage, hier etwas tiefer zu graben?

Natürlich war es durchaus möglich, dass der Sturz des Mannes ein Unfall gewesen war, doch Oscar hegte seine Zweifel. Ein so bedeutender Mann und ein so dürftiger Abschlussbericht – das passte einfach nicht zusammen. Selbst im geschäftigen Berlin würden die Ermittlungsakten bei Verdacht auf Mord weitaus dicker sein, vom Abschlussbericht ganz zu schweigen, und hier, auf Usedom, gab man sich ohne konkretes Ergebnis zufrieden, noch dazu bei einem Adligen? Niemals.

Nun, beschloss Oscar, dann würde eben er in Aktion treten und das Geheimnis um den mysteriösen Balkonsturz lüften. Außerdem tat es ihm gut, Berlin für eine Zeit lang den Rücken zu kehren – wenngleich ihm die Ermittlungen während der Sommermonate vermutlich noch mehr Freude bereitet hätten.

Er startete seinen Spyker 60 HP und machte sich auf den Weg nach Ahlbeck, wo er nur kurze Zeit später beim *Ahlbecker Hof* vorfuhr. Sofort eilte ein Page herbei und öffnete ihm in einer überschwänglichen Geste die Tür.

»Guten Tag und herzlich willkommen im *Ahlbecker Hof*, gnädiger Herr!«, grüßte der junge Mann zackig und verbogte sich tief.

»Guten Tag!«, gab Oscar gut gelaunt zurück.

»Darf ich Ihr Gepäck tragen und mich um Ihren Wagen kümmern?« Der Page bäugte voller Ehrfurcht die schnittige Karosserie.

»Den Wagen ja, aber schön vorsichtig!«, mahnte Oscar und hob dann seinen Koffer vom Gepäckhalter. »Den hier nehme ich selbst.«

»Wie der gnädige Herr wünschen«, erwiderte der Page eilfertig.

»Hier.« Oscar zog eine Münze aus der Hosentasche und reichte sie ihm. »Und wie gesagt, schön vorsichtig mit dem guten Stück.«

»Darauf können gnädiger Herr sich verlassen«, vermeldete der junge Mann noch und stieg in den Spyker, während Oscar an der Fassade des *Grand Hotels Ahlbecker Hof* hinaufblickte und dann die Stufen hochging. Hier würde er also die nächste Zeit wohnen. Ja, er war wirklich ein Glückspilz, wurde Oscar bewusst, dann betrat er das Hotel. Er war gespannt, welche Geheimnisse sich hier hinter den prächtigen Mauern verbargen und nur darauf warteten, von ihm ans Licht befördert zu werden.

1. Kapitel

**Hotel Atlantic, Bansin auf Usedom,
Mittwoch, 23. November 1904**

*Ich bin an dem, was mir an Steinen in den Weg
gelegt wurde, gewachsen und verliere nicht mehr
das Gleichgewicht, wenn ich darüber hinwegsteigen
muss.*

Helene von Weigand

Sie hielt die bis knapp unter den Rand gefüllte Teetasse in beiden Händen und genoss den aromatischen Duft, der ihr in die Nase stieg, während sie aus dem offenen Fenster des Hotelzimmers auf die See hinausblickte.

Dieses Zimmer, das im zweiten Stock rechts gelegen war und von wo aus man ihrer Meinung nach den besten Blick über das Wasser hatte, war ihr das liebste im ganzen Hotel.

Nur zu gern hätte sie sich hier ihr Büro einrichten lassen, um sich jeden Tag an dem Ausblick erfreuen zu können. Doch Helene hätte es als nicht richtig empfunden, sich dieses wunderbare Zimmer als Arbeitsbereich herrichten zu lassen. Nein, diese herrliche Aussicht sollte den Gästen vorbehalten bleiben.

Helene hatte sich tatsächlich kurzzeitig bei dem Gedanken

ertappt, wie reizvoll es sein müsste, hier arbeiten zu dürfen. Doch ihr war ebenso klar, dass sie sich selbst niemals derart in den Vordergrund spielen würde. In einem Hotel sollte stets das Wohl der Gäste im Vordergrund stehen, und im *Hotel Atlantic*, mit dem für sie ein lang gehegter Traum in Erfüllung gegangen war, erst recht. Aus dem Augenwinkel sah sie ihr Profil in dem großen, goldgerahmten Ganzkörperspiegel vor einer der hellblau-crème gestreiften Tapeten und musste unweigerlich an ihre verstorbene Mutter, Benedikte von Höveln, denken, zu deren Ebenbild sie herangereift war – und das nicht nur wegen ihrer hellen, reinen Haut, der langen blonden Haare und ihrer Größe, die sie von den anderen Inselbewohnerinnen unterschied. Nein, sie kam auch innerlich nach ihrer Mutter, die stets für jeden ein freundliches Wort und nichts als Wohlwollen und Güte übrig gehabt hatte. Ein Literaturhotel zu eröffnen, war ursprünglich Benediktes Idee gewesen, doch dann hatte ihr eine ominöse Erkrankung, die kein Arzt der Welt zu heilen vermochte, einen Strich durch die Ausführung ihrer Pläne gemacht. Benedikte von Höveln hatte einen Ort für Künstler schaffen wollen, einen Ort, an dem musiziert, gemalt und geschrieben wurde, an dem Musiker, Schauspieler, Maler einander begegneten und in Austausch traten. Vor allem aber einen Ort für Schriftsteller, denn Helenes Mutter hatte das Lesen, das Schreiben, ja die Literatur an sich über alles geliebt.

Seufzend wandte Helene den Kopf ab und richtete den Blick wieder hinaus aufs Meer, das heute unruhig war. Weiße Schaumkronen vollführten einen dynamischen Tanz, als würden sich die Wellen voreinander verneigen und wieder aufrichten.

Sie nahm einen Schluck Tee. Der kräftige Geschmack wirkte belebend und entspannend zugleich und machte ihr erneut bewusst, wie sehr sie es genoss, hier am Fenster zu stehen und ihre Gedanken ordnen zu können. Schon in ein paar Stunden würde die Suite erneut bezogen, was ihr für die nächsten Tage den Zutritt verwehrte.

Gedankenverloren nippte Helene abermals an ihrer Teetasse. Die Vorstellung, was Oscar Thalmann, der Privatermittler, den Sophie und sie damit beauftragt hatten, die Todesumstände ihres Vaters zu klären, womöglich bei seinen Nachforschungen herausfinden könnte, beunruhigte sie.

Er hatte sich noch nicht wieder bei ihnen gemeldet, aber der Mann würde seine Arbeit gut machen, davon war Helene fest überzeugt, hatte sie seinen Namen und seine Anschrift in Berlin doch von niemand anderem als Regierungsrat Gerlach, einem langjährigen Freund ihres verstorbenen Vaters, erhalten. Regierungsrat Gerlach war es seinerzeit auch gewesen, der die Kriminalpolizei in Stettin gebeten hatte, sich der Untersuchung anzunehmen. Doch anders als Gerlach und erst recht Helene und Sophie es erwartet hatten, war bei den Nachforschungen der Stettiner Kriminalpolizei und Gendarmerie so gut wie nichts herausgekommen. Vielmehr hatte Helene den Eindruck, dass die Stettiner von einem Unfall ausgingen, oder aber, ohne dass sie dies offen ausgesprochen hätten, sogar von einem Selbstmord. Selbstmord – was für ein Unsinn! Helene spürte Magensäure in ihrer Kehle aufsteigen, wenn sie auch nur daran dachte. Es war eine bodenlose Unverfrorenheit, eine solche Möglichkeit auch nur ansatzweise in Betracht zu ziehen. Nein, das hatte August-Wilhelm von Höveln nicht verdient, und Helene würde einen solchen Verdacht selbst unausgesprochen nicht

auf ihrem Vater sitzen lassen. Der so erfolgreiche Hotelier war nicht nur ein liebevoller Vater und aufmerksamer Ehemann gewesen, sondern auch ein Mann von Charakter, vor allem aber hatte er seine Prinzipien gehabt. Niemals hätte er einen solchen Ausweg gewählt, unter keinen Umständen, ganz gleich, was sich um ihn herum ereignete.

Kurz vor seinem Tod war es turbulent zugegangen im Hause von Höveln – wie immer hatte Friedrich Kaminski, Marias Taugenichts von Ehemann, seinen Schwiegervater bedrängt, ihm noch mehr Geld und wichtigere Aufgaben zu geben, damit er auf noch größerem Fuße leben konnte, außerdem, so wusste Helene, war es zwischen August-Wilhelm und Sophie zu einem fürchterlichen Streit gekommen, weswegen sich Sophie nun die Schuld an seinem Tod gab. *Gegeben hatte*, dachte Helene, denn dies hatten Tante Theodora, die Schwester ihres Vaters, und sie Sophie hoffentlich ausreden können.

Von dem Streit mit seiner mittleren Tochter wusste die Kriminalpolizei in Stettin natürlich nichts, während die Unstimmigkeiten zwischen August-Wilhelm von Höveln und seinem Schwiegersohn Friedrich Kaminski auf Usedom ein offenes Geheimnis waren. Dennoch beziehungsweise gerade deshalb war es kaum zu fassen, dass die Beamten die Ermittlungen ergebnislos eingestellt hatten.

Entrüstet schüttelte Helene den Kopf und schloss kurz die Lider. Sogleich sah sie das Balkongeländer vor sich, über das ihr Vater in der Unfallversion versehentlich gestürzt war. Pah! Als wäre er so unvorsichtig gewesen, sich derart weit vorzubugen, dass er das Gleichgewicht verlor und vornüberkippte! Sowohl Helene als auch Sophie hielten diese Theorie für blanken Unsinn.

Einzig Maria, ihre älteste Schwester, schien die eine wie die andere von der Polizei vermutete Möglichkeit, wie der Vater zu Tode gekommen sein könnte, einfach zu akzeptieren.

Helene schlug die Augen wieder auf und atmete tief durch. Die salzige Seeluft machte ihren Kopf frei und schuf Platz für Fragen, die sie sich, wenn sie ehrlich war, lieber nicht gestellt hätte. War es vielleicht deshalb, weil es Maria ganz zupass kam, dass die Ermittlungen eingestellt worden waren? Schwelte in ihr selbst der Verdacht, ihr Mann könnte etwas mit dem, was sich an jenem schicksalhaften Märztag dieses Jahres ereignet hatte, zu tun haben? Oder wusste Maria es sogar ganz genau, dass Friedrich involviert war?

Helene überkam eine Gänsehaut bei dem Gedanken. Schauernd zog sie die marineblaue Strickjacke aus feinem, wärmendem Kaschmir enger um sich, in die sie geschlüpft war, als sie ihr Büro verließ, um einen ihrer regelmäßigen Rundgänge durch das Hotel anzutreten. War das Maria zuzutrauen? Schützte sie ihren Mann, obwohl sie genau wusste, dass er und niemand sonst für den Tod des Vaters verantwortlich war?

Helenes Blick blieb an einem Segelboot in der Ferne hängen. Der Novemberwind blähte das helle, windgebleichte Tuch, das durch die wogenden Wellen glitt. Es kämpfte nicht dagegen an, es tanzte darauf, als würde es sich in den Reigen der Schaumkronen einfügen, und die letzten, zu dieser Jahreszeit kaum noch genutzten Strandkörbe am Ufer waren sein Publikum. Sie dachte an andere Tage zurück, in einer anderen Zeit, früher, als die Eltern noch lebten und sie und ihre Schwestern an warmen Sommertagen im Sand gespielt und durch die Wellen getollt waren, die knöchel-

langen Kleider bis zu den Knien gerafft, die langen, blonden Haare im Wind flatternd. Sie waren noch Kinder gewesen, doch schon damals hatten die Mädchen nicht das beste Verhältnis zueinander gehabt, was schlicht daran lag, dass ihre Charaktere unterschiedlicher nicht hätten sein können.

Maria war eine Augenweide, fast so groß wie Helene und von anmutiger Gestalt, doch sie meinte, ihrer Schönheit durch immer neue, auffällige Kleider, noch auffälligere Frisuren und einer beinahe unziemlichen Menge an Puder, Rouge und Lippenstift nachhelfen zu müssen. Mitunter färbte sie sogar die hellen Brauen und Wimpern, die typisch waren für die Von-Höveln-Frauen, schwarz ein, was ihre blauen Augen – ebenfalls ein Erbe ihrer Mutter, deren Vorfahren aus Schweden kamen – betonte. Für Helene, die Natürlichkeit bevorzugte und Kleider gern mehrfach trug, anstatt ihre Zeit bei der Schneiderin zu verschwenden, war die älteste Schwester einfach durch und durch oberflächlich. Punkt. Ihr ewiges Getue, um jeden Preis perfekt aussehen zu wollen und das größte Glück dann zu empfinden, wenn sich alle Augen auf sie richteten, sobald sie einen Raum betrat, ließ Helene innerlich die Augen verdrehen. Und wenn Maria in Tränen ausbrach, weil ihre Friseurin krank geworden war und deshalb eine Vertretung geschickt oder aber den Termin auf den nächsten Tag verschoben hatte, konnte Helene nur den Kopf schütteln. Was für ein absolut sinnbefreites Dasein!

Maria und ihr werter Gemahl, der Taugenichts Friedrich Kaminski, dessen Familie mehrere Hotels in München, eines in Frankfurt und nun auch bald in Berlin besaß, waren nach der Eheschließung in die oberen Räumlichkeiten der Von-Höveln-Villa in Bansin eingezogen. Anfangs hatte sich

der Vater zufrieden mit dieser Verbindung gezeigt. August-Wilhelm, der keinen männlichen Nachkommen gezeugt hatte, benötigte dringend einen Schwiegersohn vom Fach, welcher seine eigenen Hotels auf Usedom – das *Grand Hotel Ahlbecker Hof*, die *Seemöwe*, das *Hotel Meeresstrand*, die *Meereswelle* und das *Hotel zum goldenen Schiff* – weiterführen würde, wenn er sich mehr und mehr aus dem aktiven Geschäft zurückzog und dem Ruhestand entgegenschritt. Er musste jedoch bald erkennen, dass es bei dem jungen Kaminski-Spross mit der Charakterfestigkeit nicht weit her war, genauso wenig wie mit dem finanziellen Geschick, welches der alte Kaminski an den Tag legte. Immer wieder war es deshalb zu Auseinandersetzungen gekommen, und sie waren nach dem Tod des Vaters, nun jedoch zwischen Helene und Friedrich, keineswegs weniger geworden. Friedrich führte sich auf wie ein Diktator, und Maria fügte sich ihm.

Aus dem Grund war Helene auch sehr froh gewesen, dass Maria und Friedrich aus der Villa ausgezogen waren, nachdem der Streit mit diesen vor etwa zwei Monaten eskaliert war. Sie alle hatten von Glück sagen können, dass Tante Theodora so vorausschauend gewesen war, mit Emil und Willi zuvor zwei weitere gestandene Männer eingestellt zu haben, die sich um alles Mögliche rund um die Villa zu kümmern hatten, aber auch im *Atlantic* aushalfen, wenn beispielsweise Veranstaltungen dort geplant waren oder wegen bestimmter Anlässe mehr helfende Hände als sonst benötigt wurden.

Der wahre Grund, warum Emil und Willi im Gesindetrakt der Villa Zimmer bewohnten und ein gutes Salär bekamen, war jedoch der, dass Tante Theodora nach dem Tode ihres Bruders für einen besseren Schutz der Frauen dort hatte

sorgen wollen. Und das – wie schwierig es auch war, dies eingestehen zu müssen – nicht vor einer Bedrohung von außen, sondern vor einem Feind im Innern, nämlich Friedrich, Marias Ehemann.

Dieser hatte schon einen Tag nach dem Tode August-Wilhelms deutlich gemacht, der Auffassung zu sein, dass er als einziger Mann fortan das Sagen in der Villa hätte. Dies hatte sich auch nicht geändert, als Helenes Ehemann Conrad eingezogen war, wenngleich Friedrich sich dann, wenn Conrad vor Ort war, zumindest ein wenig zurückgehalten hatte. Vermutlich, so meinte Helene, hatte Friedrich die Befürchtung, dass Conrad ihn auch körperlich in seine Schranken weisen könnte, wenn es hart auf hart käme, überragte Conrad Friedrich doch fast um eine Kopflänge und war auch weit kräftiger, vor allem aber sportlicher als dieser. Nur war Conrad eben nicht immer da, genau genommen befand er sich sogar sehr oft auf Handelsreisen, um seinen Geschäften nachzugehen.

Ein Lächeln trat auf Helenes Lippen, wenn sie an ihren Ehemann dachte. Conrad von Weigand war ein ansehnlicher Mann mit seinen blonden Haaren und der hellen Haut. Allerdings war sein Teint, seit er hier auf der Insel lebte, tatsächlich um ein, zwei Nuancen dunkler geworden, wie seine Mutter, die stets gut aufgelegte, überaus umgängliche Karolina von Weigand bei ihren Besuchen lachend bemerkte. Sein Vater, Johann von Weigand, ein Möbel- und Tuchfabrikant, war ein Freund von Helenes Vater gewesen, und Conrad trat beruflich in seine Fußstapfen. Sie hatte großes Glück gehabt, eine solche Partie zu machen, dachte Helene nachdenklich und ließ den Blick durch das ansprechend ausgestattete Hotelzimmer und zurück zum

Fenster schweifen. Ohne die von Weigands hätte sie ihren Traum von einem eigenen Hotel, noch dazu einem so außergewöhnlichen wie dem *Literaturhotel Atlantic*, nicht verwirklichen können. Hätten sie ihr nicht beigestanden, hätte sich Friedrich womöglich alles unter den Nagel gerissen, was für die Familie von Höveln von Bedeutung war, und dann wäre es in Helenes Augen unweigerlich verloren gewesen.

Friedrich ... Helene stellte ihre Teetasse auf einem kleinen Beistelltisch ab und stützte sich abermals schauernd mit beiden Händen auf die Fensterbank.

Niemandem in der Familie war entgangen, dass sich Friedrichs Verhalten immer dann, wenn Conrad zu einer seiner meist mehrtägigen Reisen aufgebrochen war, gewaltig veränderte. Nicht nur in Helenes Augen, die alles andere als ängstlich war und sich nicht so leicht aus der Fassung bringen ließ, wurde Friedrich zunehmend unberechenbar, verlor mehr und mehr die Kontrolle über sein Handeln und stellte mittlerweile eine echte Gefahr für sie alle dar. Ihrer Meinung nach lag das nicht zuletzt am übermäßigen Alkoholkonsum ihres Schwagers, doch dies war keine Entschuldigung und erst recht keine Rechtfertigung für sein überaus ungebührliches Verhalten.

Bei dem Streit vor zwei Monaten – Conrad war wieder einmal außer Haus gewesen – hatte Friedrich vollkommen die Kontrolle verloren und tatsächlich die Hand gegen Helene erhoben. In letzter Minute hatte Tante Theodora nach Willi und Emil gerufen, und die beiden Männer hatten Friedrich gepackt und hinausgeworfen.

Maria hatte sich hysterisch schluchzend in ihr Schlafzimmer zurückgezogen, wie so oft seit dem Tod des Vaters, wenn ihr Ehemann in der Villa zu toben begann. Mitunter

genügte schon eine winzige Kleinigkeit, um ihn in Rage zu bringen, doch anders als sonst ließ sich Tante Theodora diesmal nicht von Marias Gejammer erweichen. Diesmal zeigte sie sich nicht bereit, das Geschehene am nächsten Tag zu vergessen, und wies Friedrich, der die Dreistigkeit besaß, nach einer Weile in die Villa zurückzukehren, mit Nachdruck die Tür.

Fröstelnd sah Helene zu, wie eine Windböe über den feuchten Sand zwischen den Strandkörben fegte und die feinen Körner unter der rissigen Oberfläche aufwirbelte. Vor dem Fenster schrien mehrere Möwen, die sich um einen Fisch zankten, den eine von ihnen im Schnabel hielt.

Auch in der Villa hatte es Geschrei gegeben, und zwar so laut, dass Helene sich am Ende die Ohren zugehalten hatte. Friedrich, außer sich vor Zorn, hatte so lange gewütet, bis Emil und Willi ihn wie schon am Vortag packten, aus dem Haus schoben und die Treppe hinunterschleiften, während Maria im Wohnzimmer Tante Theodora zunächst um Nachsicht anflehte und sich schließlich zu Beschimpfungen hinreißen ließ. Tante Theodora hatte sie daraufhin des Raumes verwiesen, und Maria hatte sich widerwillig gefügt. Als sie später erneut zusammengekommen waren, um gemeinsam das Abendessen einzunehmen, erlebten Helene und Sophie eine Überraschung, mit der sie niemals gerechnet hätten: Tante Theodora machte unmissverständlich klar, dass Friedrich nie wieder einen Fuß in die Villa setzen würde, die zur Hälfte ihr gehörte. Anschließend stellte sie Maria vor die Wahl, mit ihrem Mann zu gehen oder im Schoß der Familie zu bleiben.

Maria hatte geweint, geschluchzt und ihre Tante angefleht, die getroffene Entscheidung noch einmal zu überdenken,

doch Theodora war hart geblieben. Auch dann, als Mathilda, die Haushälterin, hereinkam und verkündete, der Herr Kaminski stünde mit einem üppigen Bouquet vor der Tür und bitte die gnädige Frau um Verzeihung. Sie habe ihn gebeten, vor der Eingangstreppe zu warten, die Tür geschlossen und die Hausmädchen angewiesen, keinesfalls zu öffnen.

Tante Theodora hatte mit einem schmalen Lächeln genickt und nach Emil und Willi geläutet. Anschließend war sie in ihrem Rollstuhl, an den sie seit einem tragischen Bootsunfall gefesselt war, zur Haustür hinaus und bis an den Rand der Außentreppe gerollt. Von dort aus hatte sie zu Friedrich hinuntergesehen, der der Aufforderung der Haushälterin tatsächlich nachgekommen war, und hatte diesem mitgeteilt, dass sie seine Sachen packen lassen und dorthin schicken würde, wo immer er sie haben wollte.

Die Beschimpfungen, die er Theodora daraufhin an den Kopf geworfen hatte, hätten unflätiger nicht sein können, und Helene war froh gewesen, als Willi auf ein kurzes Nicken der Dame des Hauses die Tür schloss und der Lärm verstummte. Wie gern wäre Helene ihrer Tante beigesprungen und hätte diesem cholерischen Tyrannen die Meinung gesagt, doch obwohl Theodora im Rollstuhl saß und in so vielen Bereichen ihres Lebens auf Hilfe angewiesen war, hatte sie mehr als einmal versichert, dass sie überaus gut zurechtkam und weder Helenes noch Sophies Hilfe bedurfte – und wenn doch, würde sie dies klar und deutlich formulieren.

Kurze Zeit später meldete Mathilda, dass Herr Kaminski nicht länger vor den Stufen randalierte, und alle atmeten erleichtert auf. Maria jedoch brach erneut in Tränen aus und stürmte die Treppen hoch in die Räumlichkeiten, die sie sich mit Friedrich geteilt hatte, und Helene sah ihr nach und

spürte, wie ein mulmiges Gefühl in ihr aufstieg. Nach einer Weile beschloss sie, ihrer älteren Schwester zu folgen, und stieg schweren Herzens die Stufen hinauf. Niemals hätte sie damit gerechnet, dass es ihr so viel ausmachen würde, Maria völlig aufgelöst ihre Habseligkeiten packen und aus der Villa ausziehen zu sehen, in der sie zur Welt gekommen war. Hier, in Bansin, hatte sie ihr ganzes bisheriges Leben verbracht, genau wie Helene und Sophie, und auch wenn sie nicht immer gut miteinander ausgekommen waren, hätte ihr Helene niemals einen solchen Abschied gewünscht.

Helene konnte verstehen, dass Maria sich gezwungen sah, ihrem Mann zu folgen, doch sie hätte gewollt, dass es zuvor zu ein paar versöhnlichen Worten gekommen wäre, einem Austausch unter Schwestern, bei dem man sich trotz allem der familiären Bande versicherte. Doch das war nicht der Fall gewesen. Maria hatte Helene ignoriert, und seither hatten sich die Schwestern nicht wiedergesehen. Helene wusste nur, dass Theodora dafür gesorgt hatte, dass Maria und Friedrich eine eigene Villa bezogen, doch nur einen Monat später zogen die beiden wieder aus und bewohnten nun die beste Suite im *Ahlbecker Hof*. Was kaum ein Dauerzustand sein konnte, denn nun belegten sie gerade die Räumlichkeiten, in denen sonst Adelige und sogar Angehörige der Königshäuser oder der kaiserlichen Familie residierten, was nicht nur Geld, sondern auch Prestige brachte. Beides war unerlässlich, um die Wirtschaftlichkeit eines Hotelunternehmens zu gewährleisten. Sich diese Chance zu nehmen, um selbst dort Hochadel zu spielen, hielt Helene für äußerst kurzsichtig, wenngleich typisch für die zwei. Maria und Friedrich waren es gewohnt, von Personal umgeben zu sein, und wo wurden sie besser umhegt als in einem Hotel?

Seufzend griff Helene nach der feinen Porzellantasse auf dem Beistelltisch und trank ihren Tee, den man mittlerweile kaum noch als lauwarm bezeichnen konnte, doch das kümmerte sie nicht. Maria hätte einen lauwarmen Tee weggeschüttet – oder vielmehr, wegschütten lassen –, aber Helene war nicht verwöhnt wie Maria, und sie hatte deren Hang zur Verschwendung schon als junges Mädchen missbilligt. Wieder einmal fragte sie sich, wie Sophie und sie in Zukunft mit der gemeinsamen Schwester umgehen sollten. Vielleicht würde die Zeit es richten, und ihr Verhältnis besserte sich wie durch ein Wunder, vielleicht jedoch – ein Gedanke, der Helene gar nicht gefiel – ergab sich dann, wenn der Mörder des Vaters gefunden war, ohnehin eine ganz andere Konstellation. Denn ja, wenn sie ehrlich war, kam in ihren Augen nur ein einziger Mensch für eine derart skrupellose Tat infrage, nämlich Friedrich. Sie konnte nur hoffen, dass Oscar Thalmann Beweise finden oder aber Friedrich – auf welche Art auch immer – ein Geständnis entlocken würde, das ihn überführte. Der Tod des Vaters durfte auf keinen Fall ungesühnt bleiben!

Helene atmete tief durch, stellte die leere Tasse ab, schloss das Fenster und zog die Gardine vor. Anschließend warf sie einen letzten Blick durch den Raum und vergaß auch nicht, in den Waschraum zu schauen, um sich zu vergewissern, dass alles in Ordnung war. Der Komfort der Gäste sowie makellose Sauberkeit standen für sie an erster Stelle. Mit einem zufriedenen Lächeln verließ sie schließlich das Zimmer und machte sich auf den Weg zu ihrem Büro, das zwar auf der gleichen Etage, doch in entgegengesetzter Richtung gelegen war. Das Zimmer ging auf die an der Rückseite des Hotels gelegene Straße hinaus und war längst nicht so hell wie die

zur Seeseite gelegenen Räumlichkeiten, doch dieses Manko hatte sie mit der Einrichtung mehr als wettgemacht. Zwar hatte sie die Wände, wie es in den Häusern der gehobenen Klasse Standard war, mit Holz vertäfeln lassen, das farblich auf die Nussbaummöbel abgestimmt war, aber nur halbhoch. Die helle Textiltapete der oberen Hälfte reichte bis an die hohe, mit breiten Stuckleisten verzierte schneeweiße Decke, an der mehrere kunstvoll geblasene Glaslampen ein ganz besonderes Licht verströmten.

Helene nahm auf dem in einem hellen Leder gehaltenen bequemen Polsterstuhl Platz, der vom Farbton her einen angenehmen Kontrast zu dem dunklen Holz des Schreibtischs bildete. Der Schreibtisch war längst nicht so prächtig wie der ihres Vaters im *Ahlbecker Hof*, das stimmte, aber er genügte, um alles in den zahlreichen Schubladen oder auf der breiten Arbeitsfläche unterzubringen, was Helene für ihre Tätigkeit als Leiterin dieses Schmuckstücks von Hotel am Ostseestrand benötigte. Hinter einer hellen Lederunterlage – passend zum Stuhl – lag die Korrespondenz, in akkuraten Stapeln angeordnet und mit breiten, cremefarbenen Bändern zusammengehalten: Rechnungen von Lieferanten, Briefe von Behörden, Bestellungen, Buchungen oder Beschwerden von Hotelgästen – Letztere gab es zum Glück nur sehr, sehr wenige. Vor dem Schreibtisch hatte sie zwei Besuchersessel aufstellen lassen, nicht unbequem, aber längst nicht so gemütlich wie die kleine Sitzgelegenheit, ein Sofa, ein Tischchen sowie zwei Polstersessel in einem hellblau-crème-farbenen Stoff und mit fliederfarbenen Kissen. Hier hatte sie zuvor mit ihrer Schwester Sophie und dem Privatermittler Oscar Thalmann gegessen, der sich inzwischen hoffentlich daran gemacht hatte, Friedrich zur Strecke zu bringen. Bei

der Vorstellung, dass ihr Schwager im Augenblick vermutlich im Büro ihres Vaters im *Ahlbecker Hof* sein Unwesen und das prachtvolle Hotel womöglich in den Ruin trieb, drehte sich Helene der Magen um. Dieser Widerling, der in seinem ganzen Leben noch nichts selbst auf die Beine gestellt hatte, saß jetzt da wie die Spinne im Netz und verleibte sich alles ein, was ihr Vater gemeinsam mit ihrer Mutter aufgebaut hatte. Vor Wut hätte sie am liebsten nach dem Tintenfass gegriffen und es gegen die Wand geschleudert, doch das hätte außer einem hässlichen Fleck auch nichts gebracht.

Sie zwang sich, tief durchzuatmen, und hatte sich gerade wieder ein wenig gefangen, als ein Klopfen ertönte.

»Herein!«, rief sie und blickte zur Tür.

»Die heutige Korrespondenz«, kündigte Gerti, die zusammen mit Hedwig am Empfang arbeitete und so etwas wie Helenes rechte Hand war, an und gab Helene ein paar Briefe.

»Danke, Gerti.«

»Einige der üblichen Anfragen habe ich bereits aussortiert und werde diese gleich beantworten. Das andere sind Rechnungen, und dann noch ein Schreiben, worauf ich nicht wusste, wie ich antworten sollte.«

»Ach ja? Worum geht es denn?« Helene, die die Schreiben schon durchblättert, schaute auf und sah, dass Gerti schmunzelte. Neugierig zog sie das luxuriöse Büttenpapier aus dem entsprechenden Umschlag und warf einen Blick darauf. Ein gewisser Freiherr von Wankenitz begehrte zu wissen, ob auch Hunde im Hotel gestattet seien.

»Das mache ich selbst, danke, Gerti.«

»Sehr gern, gnädige Frau.«

»War meine Schwester schon hier?«, fragte Helene, da Sophie und sie so verblieben waren, dass diese nach dem

Unterricht, den der neue Lehrer in der ehemaligen Fehsenfeld-Villa geben würde, im *Atlantic* vorbeikommen wollte.

»Noch nicht, gnädige Frau«, antwortete Gerti.

Helene warf einen Blick auf die Standuhr, die leise an der gegenüberliegenden Wand vor sich hin tickte, und stellte fest, dass die Zeiger weit weniger vorgerückt waren, als sie vermutet hatte. Lächelnd schüttelte sie den Kopf. »Ich habe heute offenbar mein Zeitgefühl verloren«, sagte sie und wandte sich dem vor ihr liegenden Schreiben zu. »Vielen Dank, Gerti.«

»Sehr gern.« Gerti knickste, dann verließ sie Helenes Büro.

Helene blickte auf die Anfrage, die an das Hotel gerichtet war und die in geschwungenen Lettern verfasste Überschrift trug: *Ist Gast mit Hund willkommen?*

*Sehr verehrte Herrschaften des Hotels Atlantic!
Wie mir gewahr wurde, scheint Ihr Haus
überaus fortschrittlich zu sein und sich mit der
Zusatzbezeichnung Literaturhotel sowohl der
geschriebenen als auch der Kunst im Allgemeinen
freundlich zugewandt zu zeigen. Und, soweit ver-
lautbart, eine Frau als Leiterin des Hotels zu
haben. Welch erquickender Gedanke, an einem
solchen Ort womöglich das Weihnachtsfest ver-
bringen zu können und den Austausch mit
beflügelten Seelen zu genießen.*

*Jedoch – eine Freude kann es für mich eben
nur dann sein, wenn meine Hündin Tulpe Ihnen
ebenso willkommen ist wie ich. Deshalb meine
Frage: Sind Sie so sehr dem Fortschritt zuge-
wandt, meiner Tulpe und mir eine gemeinsame*

*Unterkunft anbieten zu können?
Mit vergnüglicher Hochachtung
Berthold Freiherr von Wankenitz*

Helene lächelte, legte den Brief vor sich auf den Schreibtisch, zog die Briefbögen des Hotels aus ihrer Schublade, setzte den Füller an und begann zu schreiben:

*Verehrter Freiherr von Wankenitz!
Ich freue mich, Ihnen mitteilen zu dürfen, dass
der uns vorausseilende Ruf, besonders fortschrittlich
zu sein, tatsächlich der Wahrheit entspricht.*

*Unser Hotel ist welttoffen, an einem gepflegten
Austausch interessiert und stets bemüht, unseren
Gästen für die Dauer ihres Verweilens eine
unbeschwerte und schöne Zeit zu bescheren.*

*Was nun Ihre Tulpe angeht, so gebe ich zu,
dass wir hier im Atlantic bisher wenig – genau
genommen sogar gar keine – Erfahrung mit der
Bewirtung vierbeiniger Gäste haben. Was ich
jedoch weiß, ist, dass mein Vater, der nahezu
vier Jahrzehnte Hotels betrieben hat und stets
ein guter Gastgeber war, während seiner abendlichen
Erzählungen der täglichen Ereignisse niemals
berichtete, dass ein Hund einen Aschenbecher
gestohlen oder die Laken mit einer Zigarre
verbrannt hätte. Außerdem hat er, soweit ich es
erinnere, nie die Polizei verständigen müssen, weil
ein Hund zu betrunken war oder aber versucht
hätte, ohne zu bezahlen das Hotel zu verlassen.*

Deshalb sind Hunde hier bei uns selbstverständlich willkommen, und wir freuen uns auf eine verbindliche Reservierung Ihrerseits für Sie und Ihre Tulpe.

In freundlicher Verbundenheit

Helene von Weigand

Helene las noch einmal, was sie geschrieben hatte, und musste selbst schmunzeln. Dann notierte sie die Anschrift auf dem Umschlag und verschloss ihn. Es fühlte sich einfach herrlich an, so frei zu sein und sich trauen zu können, ein Schreiben derart leicht und heiter zu verfassen. Ein solches Antwortschreiben wäre im *Ahlbecker Hof* absolut ausgeschlossen gewesen, und Helene genoss das Gefühl der Unabhängigkeit, das für sie mit den wenigen Zeilen einherging.

Ja, hier im *Atlantic* war wirklich vieles anders. Die Stimmung war fast immer heiter, manchmal, oft sogar, geradezu ausgelassen. Selbst die Zimmermädchen huschten nicht mit gesenkten Köpfen eilig vorbei, um nur ja nicht gesehen zu werden, weil dies, wie es im *Ahlbecker Hof* hieß, den Gästen nicht zuzumuten war. Nein, hier lächelten sie und wünschten einen guten Tag, waren freundlich und höflich, ohne dabei unterwürfig zu sein, und wohl niemand hatte das Gefühl, in diesem Hotel nicht als Mensch wahrgenommen zu werden. Und das erfüllte Helene, die mit sich selbst meist sehr hart ins Gericht ging, tatsächlich mit einem gewissen Stolz, denn das wäre es gewesen, was sich ihre Mutter gewünscht hätte: den Menschen in den Vordergrund zu stellen, nicht das Geld oder die Schicht, der er entstammte. Für Benedikte von Höveln hatte stets nur wenig gezählt, ob jemand Gast

oder Angestellter, reich oder arm war – ein Mensch war ein Mensch.

In anderen Hotels der gehobenen Klasse konnte man in der Regel eine klare Abstufung von oben nach unten ausmachen. Und obwohl ihr Vater und sie sich in vielen Dingen sehr ähnlich gewesen waren, hielt Helene es in Bezug auf die Angestellten vollkommen anders als er.

Wie ihr Vater es immer betont hatte, galt es, dem Personal deutliche Grenzen aufzuzeigen und wenn es sein musste, hart durchzugreifen, damit kein Zweifel darüber aufkam, wer sich wie zu verhalten hatte, wenngleich er trotzdem gerecht gewesen war und niemanden zu unterdrücken versucht hatte. Aber die strikte Trennung zwischen den einzelnen Schichten war ihrem Vater wichtig gewesen, und er hatte diese ganz selbstverständlich gelebt, während Helene im Laufe der Jahre mehr und mehr festgestellt hatte, dass eine solche Trennung ihrer Meinung nach nicht nur überflüssig, sondern richtiggehend unsinnig war. Und genau deshalb war sie hier, in ihrem eigenen Hotel, auch nicht länger bereit, an althergebrachten Hierarchien festzuhalten. Sicher – jeder hatte seine Aufgaben und musste diesen nachkommen. Und natürlich war ein Zimmermädchen für die Reinigung und das Bettenmachen zuständig, anders als beispielsweise der Concierge. Aber weshalb sollte es von Vorteil oder gar notwendig sein, die Menschen, die diese unterschiedlichen Berufe ausübten, ebenfalls zu klassifizieren, manche von ihnen aufzuwerten, während andere Geringschätzung erfuhren? Das ergab für Helene keinen Sinn. Und zumindest bis jetzt, da das Hotel erst knapp drei Monate geöffnet war und sich einiges ganz bestimmt auch noch einspielen musste, behielt Helene ihrer Meinung nach recht. Denn sie war der festen Überzeugung,

dass es genau diese gelöste Stimmung war, die dazu führte, von den Gästen bei deren Abreise immer wieder das Lob zu erhalten, wie wohl diese sich im *Atlantic* gefühlt hatten. Und fast alle diese Gäste hatten versichert, wiederzukommen und dass ihre nächste Buchung gewiss nicht lange auf sich warten lassen würde.

Ja, Helenes Überzeugung nach stimmte im *Atlantic* einfach alles. Die Ausstattung, das Essen, der Service und zufriedene Angestellte, die nach dem Dienst eigentlich immer mit einem Lächeln auf dem Gesicht nach Hause gingen, weil ihnen die Arbeit Freude machte. Und gerade diese Zufriedenheit schien sich auf jeden Einzelnen hier zu übertragen, Gast wie Personal, und es war besonders bei Letzterem ein Gefühl des Miteinanders entstanden, das auf diese Art wohl seinesgleichen suchte. Zumindest konnte Helene sich nicht erinnern, jemals in einem der Hotels ihrer Familie erlebt zu haben, dass die Angestellten sich gegenseitig mehr als bereitwillig halfen und einsprangen, sobald sie merkten, gebraucht zu werden. Es war ein Miteinander, das von dem Verantwortungsbewusstsein für das Hotel von jedem der dort Beschäftigten getragen wurde. Und Helene glaubte hiermit einen ganz neuen Umgang miteinander gefunden zu haben, von dem sie hoffte, dass er sich am Ende nicht als Fehler herausstellte und die mahnende Stimme in ihr unrecht behielt, die ihr von Zeit zu Zeit zuflüsterte, dass aus einer solch heiteren Atmosphäre rasch eine Disziplinlosigkeit erwachsen konnte, weil jeder glaubte, machen zu können, was er wollte. Doch Helene war der festen Überzeugung, nur deshalb darüber nachzudenken, weil ihr eines ihr Leben lang eingeredet worden war: Das Personal hat zu gehorchen und seinen Platz zu kennen. Punkt! Sie hoffte inständig,

sich nicht eines Tages eingestehen zu müssen, sich geirrt zu haben und dass es diesen neuen Weg des Miteinanders im Grunde nicht gab, sondern sie von den Angestellten an der Nase herumgeführt wurde.

Helene schüttelte den Kopf, als wollte sie so diesen leisen Zweifel vertreiben. Kurz stand sie auf, trat ans Fenster und blickte über die Straße hinweg ins Inselinnere, dann nahm sie wieder Platz und widmete sich dem Rest der eingegangenen Korrespondenz, prüfte Rechnungen und Bestellungen und zuckte zusammen, als der Telefonapparat, ein schwarzes Bakelit-Ungetüm, auf ihrem Schreibtisch klingelte.

»Ja?«

»Gnädige Frau, Ihr Ehemann ist am Telefon. Darf ich verbinden?«

»Aber sicher, Hedwig«, stimmte Helene zu. »Danke.« Helene lauschte. Ein kurzes Knacken war zu vernehmen, dann ein Rauschen.

»Conrad?«

»Lene, kannst du mich hören?«

»Ja, aber nicht besonders gut.«

»Die Leitung hier scheint nicht die beste zu sein«, hörte sie ihren Mann sagen. »Ich wollte nur rasch Bescheid geben, ich habe den Auftrag bekommen.«

»Das ist ja wunderbar«, freute sich Helene mit ihrem Mann, der sich derzeit in Frankfurt befand, wo es um die Ausstattung eines neuen Restaurants mit Lampen, Stoffen und wohl auch Mobiliar ging. Dass sich immer mehr Hotel- und Gastronomiebetriebe unter den Kunden befanden, war nicht zuletzt der überaus gelungenen Ausstattung des Literaturhotels zu verdanken, wusste Helene, und dass Conrad sich um diese Klienten kümmerte, war wichtig. Sie wusste nämlich auch,

wie bedeutsam es für ihren Ehemann war, dem Unternehmen seines Vaters Johann eine eigene Handschrift hinzuzufügen und eigene Entscheidungen zu treffen. Umso mehr wusste sie es zu schätzen, dass Conrad sie stets auch um ihre Meinung bat, bevor er seine Unterschrift unter einen Vertrag setzte.

»Ja, ich freue mich auch. Wir werden den Auftrag für die Tische aber wahrscheinlich nicht bekommen, da kann ich beim Preis einfach nicht mithalten. Aber die Polstermöbel, von denen ich dir die Zeichnungen gezeigt habe, wollen sie als Bestuhlung nehmen.«

»Das ist ja großartig«, begeisterte sich Helene. »Und die Lampen?«

»Alle«, bestätigte Conrad. »Das *Atlantic* ist wirklich die beste Reklame für uns.«

»Ach, Conrad, das sind ja ganz wunderbare Nachrichten. Was sagen denn die Jensens dazu? Hast du schon mit ihnen gesprochen?«

Die Familie Jensen aus Hamburg besaß eine Glasbläserei und verstand ihr Handwerk wie niemand sonst. Paul Jensen, der Sohn des alten Heinrich Jensen, hatte die lila Glaslampen für das Hotel *Atlantic* hergestellt, deren magische Wirkung offenbar noch lange nach der Abreise in den Gästen nachhallte, genau wie der fliederfarbene Teppich – *das* Aushängeschild des Literaturhotels. Immer wieder trafen Schreiben ein, in denen Helene gefragt wurde, wo derart ausgefallene Stücke zu erwerben seien.

»Ich ...«, setzte Conrad zu einer Erwiderung an, doch ein lautes Rauschen ließ seine Stimme untergehen.

»Conrad? Conrad, kannst du mich noch hören?«, rief sie und legte die Hand um die Sprechmuschel, als würde er sie dadurch besser verstehen.

»Ja, ich höre dich. Und du mich jetzt auch wieder?«

»Ja, aber nicht gut. Wir sollten wohl ohnehin Schluss machen.«

»Ja, das stimmt. Ich wollte mich nur kurz melden.«

»Was denkst du, wann du heimkommst?«, fragte Helene noch.

»Wenn alles gut geht, Anfang nächster Woche«, gab ihr Ehemann zur Antwort. »Und dann feiern wir, ja?«

»Ja, das tun wir«, bestätigte Helene und blickte dabei zur Wand, an der mehrere Fotografien in schlichten, cremefarbenen Holzrahmen hingen: August-Wilhelm und Benedikte von Höveln mit ihren drei kleinen Töchtern vor einem üppig geschmückten Weihnachtsbaum, die Eltern in späteren Jahren, zusammen mit Tante Theodora, Aufnahmen der Hotels ihres Vaters, die nun Friedrich gehörten, und zwei Fotografien, die Helene besonders liebte. Auf einer davon war das *Hotel Atlantic* am Tag seiner Eröffnung zu sehen, und weil Conrad und sie am selben Tag den Bund der Ehe geschlossen hatten, zeigte die andere sie beide als Braut und Bräutigam. Eines musste man ihnen lassen: Sie waren wirklich ein schönes Paar. Ja, sie kamen gut miteinander aus, waren einander von Herzen zugetan, und Helene schätzte sich glücklich, Conrads Frau zu sein. Sie war ihm dankbar, dass er ihr auf Augenhöhe begegnete, ganz anders als ihr Schwager ihrer Schwester Maria. »Wir feiern hier, im *Atlantic*«, erwiderte sie daher, aufrichtig angetan von seinem Vorschlag. »Ich werde Franz Schöning bitten, etwas ganz Besonderes für uns zu kochen.«

»Ich freue mich schon darauf. Vor allem aber freue ich mich auf dich. Es ist doch alles in Ordnung bei dir?«, hakte Conrad nach.

»Ja, alles wunderbar! Melde dich die Tage noch mal, wenn sich die Gelegenheit ergibt, ja?«, bat Helene und wieder knackte und knarzte es in der Leitung.

»Das werde ich. Auf Wiederhören, Lenel!«

»Auf Wiederhören, Conrad«, erwiderte sie und legte lächelnd auf. Er hatte also den Auftrag bekommen. Wie wunderbar!

Ihr Blick schweifte abermals zu der Hochzeitsfotografie. Helene schob den Stuhl zurück und stand auf. Sie ging an dem halbhohen Schrank hinter dem Sofa vorbei, auf dem weitere Aufnahmen standen, darunter eine von der Reederei, die die Tante von ihrem verstorbenen Mann geerbt hatte, und eine, die ihre Eltern mit Theodora zeigten, als sie noch nicht im Rollstuhl gesessen hatte. Vor der Wand mit ihrer kleinen »Privatgalerie«, wie Conrad die Bilder scherzhaft nannte, blieb Helene stehen. Sie strich vorsichtig mit den Fingerspitzen über sein Gesicht.

Helene überkam ein warmes Gefühl, als sie an ihren Ehemann dachte. Zwischen Conrad und ihr war es gewiss nicht Liebe auf den ersten Blick gewesen, genau genommen nicht einmal auf den zweiten. Aber sie verstanden sich wirklich gut, und Helene gefiel es, dass sie beide ehrgeizig waren und im Leben vorankommen wollten. Und sämtlichen gesellschaftlichen Konventionen zum Trotz verstand ihr Ehemann, wie wichtig ihr die Arbeit war, genau wie sie nachvollziehen konnte, welchen Stellenwert seine Tätigkeit für ihn besaß. Doch anders als für einen Mann war es für eine Frau von Stand alles andere als selbstverständlich, geschweige denn schicklich, einen Beruf zu ergreifen oder gar die Leitung eines Hotels zu übernehmen.

Doch Conrad schien hiermit keine Probleme zu haben,

vielmehr versuchte er Helene zu unterstützen und bat sie auch um ihre Meinung, wie er bei gewissen Geschäftsabschlüssen vorgehen, welche Waren er anbieten und was für Verkaufsargumente er vorbringen sollte. Helene fühlte sich von Conrad wahr- und ernst genommen. Eine ähnliche Wertschätzung hatte sie zwischen ihren Eltern bemerkt und auch zwischen Johann und Karolina von Weigand, doch die Ehe ihrer Schwester Maria sowie ein Großteil der Eheleute, die in den Hotels ihrer Familie ihre freie Zeit genossen, führte ihr auf drastische Weise das Gegenteil vor Augen. Ja, es war eine gute Entscheidung gewesen, Conrad zu heiraten, und zwar über den Gedanken hinaus, einen Ehemann vorweisen zu müssen, um das *Atlantic* überhaupt führen zu dürfen. Vor allem aber war sie mit der Heirat der Willkür Friedrichs entgangen, der nach dem Tod ihres Vaters als Familienoberhaupt für sie einen möglichen Eheanwärter hätte auswählen können, wäre die Verlobung mit Conrad nicht schon offiziell gewesen. Dass ihr Vater und sie eine Absprache gehabt hatten und die Vermählung keineswegs so fest vereinbart gewesen war, wie sie nach seinem Tod behauptet hatte, behielt Helene wohlweislich für sich. Und jetzt, fast drei Monate nach der Eheschließung, hatte Helene das Gefühl, genau die richtige Wahl getroffen zu haben und tatsächlich das Leben zu führen, das sie sich wünschte. Dabei war es für sie von Vorteil, dass Conrad so oft beruflich unterwegs war, denn in einem Punkt drifteten ihre und die Vorstellungen ihres Ehemannes vollkommen auseinander. Wenn es nach Conrad ginge, würde Helene lieber heute als morgen schwanger und Kinder gebären. Helene jedoch fand allein die Vorstellung irrwitzig, hätte sie doch dann gar nicht mehr die Möglichkeit, das *Atlantic* so zu führen, wie

sie es derzeit tat. Und sie war noch jung und hatte reichlich Zeit, Kinder in die Welt zu setzen, wenn sich der Ablauf im *Atlantic* eingespielt hatte und es ihr möglich war, mit Unterstützung einer Kinderfrau weiter ihren Pflichten dort nachzukommen. Doch erst einmal musste sie all ihre Kraft in das Hotel hineinstecken, um es zu einem Erfolg werden zu lassen. Deshalb kam für sie zurzeit eine Schwangerschaft ganz und gar nicht in Betracht.

Aus diesem Grunde täuschte sie Conrad und hatte zumindest anfangs Gewissensbisse deshalb gehabt. Vor allem aber war da auch die Angst, dass er sie erwischen könnte, wie sie sich heimlich immer dann, wenn er zu Hause war und sie am Abend gemeinsam ins Bett gingen, zuvor ein Schwämmchen, das mit Zitronensaft und Honig getränkt war, einführte, um so eine Schwangerschaft zu verhindern. Sie hatte Isabell, deren Vater die Apotheke in Ahlbeck leitete und die sie schon seit Kindheitstagen kannte, eher beiläufig zu gesundheitlich unbedenklichen Möglichkeiten der Verhütung befragt. Zwar hatte Helene so getan, als wäre sie einfach nur mäßig daran interessiert. Doch Isabells Gesichtsausdruck hatte ihr verraten, dass diese sehr wohl den wahren Grund ihrer Frage durchschaut hatte. Aber sie war zu rücksichtsvoll, um weiter hierauf einzugehen, und hatte lediglich in der Art reagiert, als würde es nur ein informativer Austausch sein, wofür Helene ihr dankbar gewesen war.

Beim ersten Mal, als Helene die Methode ausprobiert hatte, hatte sie fürchterliche Angst gehabt, dass Conrad es bemerken würde und dann, als alles vorbei war, dass sie das Schwämmchen womöglich nicht wieder herausbekäme. Doch beide Befürchtungen waren überflüssig gewesen, und inzwischen hatte Helene schon Routine darin, wenngleich

sie froh war, wenn Conrad auf Reisen war und sie auf das Schwämmchen verzichten konnte. Denn der Zitronensaft war alles andere als angenehm, und die Reizung durch die Säure spürte Helene manchmal noch Tage danach. Aber es war nun einmal derzeit notwendig, und der Vorteil, nicht schwanger zu werden, überwog für Helene deutlich gegenüber den Unannehmlichkeiten.

Helene nahm noch einmal Platz, prüfte die letzten Rechnungen, stand dann auf und ging an den Tresor, in dem sie das Bargeld verwahrte und holte genug heraus, um Hedwig gleich damit zur Bank zu schicken, damit sie die Einzahlungen für den Ausgleich der Rechnungen tätigen konnte. Dann schloss sie den Tresor wieder, griff ihren Mantel und verließ ihr Büro. Als sie über die Treppen das Erdgeschoss erreichte, hörte sie Edward Millers Stimme:

»Wenn Sie erlauben, werde ich mich für Sie darum kümmern.«

Helene nahm die letzten Stufen und blickte in die lichtdurchflutete Lobby mit dem blank polierten Marmorboden. Edward, der einst in England eine Ausbildung an einer renommierten Butlerschule genossen hatte und der stets blütenweiße Handschuhe trug, unterhielt sich gerade mit den Gästen aus Zimmer 14. Jetzt im November lichteten sich die Buchungen merklich, und Helene freute sich darauf, wenn die Reservierungen für die vorweihnachtlichen Tage eingingen und damit wieder mehr Gäste ins Haus kamen. Wie ihr Chefkoch Franz Schöning sagte, war es weit schwieriger, alles zu planen und am Laufen zu halten, wenn das Hotel wie jetzt nur etwa zur Hälfte belegt war, was zu dieser Jahreszeit alles andere als ungewöhnlich war. So war es auch im *Ablbecker Hof* und den anderen vier Hotels der Familie

immer gewesen, und manche Jahre hatte ihr Vater die Hotels *Seemöwe* und *Meereswelle* gerade im November sogar ganz geschlossen und Gäste zu vergünstigten Konditionen im *Hotel Meeresstrand* oder auch im *Zum goldenen Schiff* untergebracht, weil es sich einfach nicht gerechnet hätte, überall Personal und eine reiche Auswahl an Speisen vorzuhalten, wenn es kaum Gäste gab, die hiervon profitierten.

Auch aus diesem Grund hatte Helene eine gewisse Furcht gehabt, wie das *Atlantic* wohl belegt sein würde, und konnte von Glück sagen, dass die Buchungen hier im Haus nicht so weit zurückgegangen waren wie manche Jahre in den anderen Hotels. Denn sie stand mit dem *Atlantic* nun einmal allein da, während Friedrich den *Ahlbecker Hof*, das *Meeresstrand*, die *Seemöwe*, die *Meereswelle* und das *Hotel zum goldenen Schiff* führte. Damit hatte er vollkommen andere Möglichkeiten, ausbleibende Einnahmen anderweitig aufzufangen. »Es ist wichtig, nicht nur ein Hotel, sondern mehrere Hotels zu besitzen, Lene«, hörte sie ihn sagen und meinte fast, er würde neben ihr stehen. »So kann ein Haus das andere stützen, wenn es irgendwann mal nicht so gut läuft.« Finanzielle Sicherheit war Helenes Vater wichtig gewesen, und sein System hatte sich bewährt.

Der *Ahlbecker Hof* war August-Wilhelms ganzer Stolz gewesen, das Flaggschiff der Familie von Höveln. Doch auch die anderen Hotels hatten jeweils eine individuelle Ausrichtung und damit einen ganz eigenen Charme, sodass jeder Gast, je nach seinem Geschmack, sich in einem Hotel der Familie von Höveln gut aufgehoben fühlen konnte. Und für die Familie selbst ging damit einher, dass eben auch in finanzieller Hinsicht alles stabil gehalten werden konnte und ein Hotel, das zu einer bestimmten Zeit nicht ausge-

bucht war, durch die Einnahmen der anderen Häuser aufgefangen werden konnte. Ob Friedrich dieses System jedoch verstand, bezweifelte sie. Friedrich war in ihren Augen nicht in der Lage, die jahrzehntelange Arbeit ihrer Eltern und später, nach dem Tod der Mutter, die ihres Vaters, zu schätzen. Sie hatte schon einige Male Gerüchte vernommen, dass besonders die *Meereswelle* kaum noch gebucht wurde. Drei der Zimmermädchen, die dort arbeiteten, hatten sich auch bereits bei ihr vorgestellt und zwei davon hatte Helene schließlich eingestellt. Diese hatten sich wohl aus einem Gefühl der Loyalität heraus nur teilweise darüber ausgelassen, was in der *Meereswelle* schief lief. Doch mit den Andeutungen, die Helene auch durch den Bankier Meier zu Ohren gekommen waren, formte sich für sie ein Bild. Und wenn sie es richtig beurteilte, würde es nicht mehr lange dauern, bis mindestens eines, womöglich aber auch zwei der von Friedrich geführten Hotels nicht mehr der Familie von Höveln gehörten. Und das, nachdem dieser gerade mal knapp acht Monate das Sagen hatte. Helene zollte ihrem Schwager spöttisch Respekt: Hotels, die jahrzehntelang guten Ertrag gebracht hatten, in so kurzer Zeit zu ruinieren, war schon eine Leistung.

»Genießen Sie den Morgen«, verabschiedete der Concierge die Gäste aus Zimmer 14 mit seinem leichten englischen Akzent. »Wenn Sie am Mittag zurückkommen, werde ich alles bereits vorbereitet haben, und ich versichere Ihnen, dass Sie einen unvergesslich schönen Abend erleben werden. Bitte überlassen Sie alles mir und freuen Sie sich auf die Überraschung.«

Das Paar tauschte einen Blick. »Haben Sie vielen Dank, Herr Müller«, antwortete der Mann. »Wir haben wirklich nur

Gutes über dieses Haus gehört, und wenn ich es so sagen darf, bestätigt sich dies für uns schon nach nur einem Tag.«

Helene schmunzelte und machte ein paar Schritte auf die kleine Gruppe zu. Der ehrenwerte ehemalige Butler, der sein männliches Gegenüber um beinahe eine Haupteslänge überragte, verneigte sich formvollendet, sodass sie einen Blick auf den akkurat gezogenen Scheitel in der Mitte seines kurz geschnittenen, aber immer noch vollen, dunklen Haars werfen konnte. Sie wusste, was sie an ihrem Concierge hatte, auf den sie sich – wie Edward mehr als einmal unter Beweis gestellt hatte – stets verlassen, um nicht zu sagen, ihm blind vertrauen konnte und der niemals sein mildes Lächeln verlor oder aus der Haut fuhr. Er war geduldig, aber nicht zögerlich, besonnen, aber nicht feige, zuvorkommend, aber nicht devot. Und er wusste stets seine Meinung zu äußern, oft nicht direkt, aber mit so feinen Andeutungen, dass diejenigen, mit denen er sprach, doch genau wussten, worauf er hinauswollte.

»Es ist mir eine Freude«, gab er zurück, nachdem er sich wieder aufgerichtet hatte, und sah dem Paar nach, das in aufeinander abgestimmten wetterfesten Wollmänteln und Hüten zum Ausgang strebte. Als er sich abwandte, entdeckte er Helene und kam mit einem freundlichen Lächeln auf sie zu.

»Na, mein lieber Edward, haben Sie schon so früh die ersten Gäste glücklich gemacht?«

»Eine meiner liebsten Aufgaben, Frau Helene«, erwiderte Miller, der von den meisten Gästen, wie auch von dem Paar eben, Müller genannt wurde, dies aber stets unkommentiert ließ, und lächelte sie an. »Die Herrschaften hatten sich gewünscht, das Violinkonzert in der Ahlbecker Kirche am heutigen Abend zu besuchen. Jedoch erhielten sie die

Auskunft, dass keine weiteren Anmeldungen mehr entgegen-
genommen werden könnten, da jeder Platz belegt sei.«

»Aber Sie haben trotzdem noch Reservierungen für die
beiden möglich gemacht, richtig?«

Der Concierge lächelte. »In der ersten Reihe, selbst-
verständlich. Wie es Gäste des *Atlantic* erwarten dürfen.«

»Sie sind wunderbar, Edward. Ich danke Ihnen.«

»Es ist mir eine Freude, für Sie tätig sein zu dürfen, Frau
Helene«, gab der Concierge zurück und zog seine weißen
Handschuhe zurecht, die er, wie Helene wusste, immer trug,
selbst im Privaten. »Ihr Herr Vater war mir – mit Verlaub
gesagt – ein Freund, und es macht mich froh, auch Ihnen in
dieser Funktion dienen zu dürfen.«

»Und mich macht es froh, dass ich Sie dazu überreden
konnte, Ihren eher unglücklichen Umständen geschuldeten
vorzeitigen Rückzug aus der Hotellerie noch einmal zu über-
denken.« Helene lachte. »Oder, anders formuliert: Ich bin
froh und glücklich, Sie hier im *Atlantic* an meiner Seite zu
wissen, Edward.«

Der Concierge deutete eine Verneigung an, vermutlich
um die freudige Röte zu verbergen, die ihm in die Wangen
stieg. Um ihn nicht weiter in Verlegenheit zu bringen, kam
Helene auf geschäftliche Dinge zu sprechen.

»Ich schicke Hedwig gleich mit dem Geld für die aus-
stehenden Rechnungen zur Bank und werde selbst für
eine Weile fort sein«, teilte Helene ihrem Angestellten mit.
»Eigentlich wollte meine Schwester herkommen, wenn sie in
der alten Fehsenfeld-Villa fertig ist. Doch womöglich wurde
sie aufgehalten, sodass ich zu ihr gehen werde. Ich möchte
auf jeden Fall zurück sein, wenn die neuen Gäste eintreffen«,
fuhr Helene erklärend fort.

»Sie sollten sich nicht in Eile begeben«, riet Edward. »Gehen Sie beruhigt zu Ihrem Fräulein Schwester und seien Sie versichert, dass ich mich um alles kümmern werde.«

»Das weiß ich, Edward«, bekräftigte Helene. »Wirklich, ich verlasse mich voll und ganz auf Sie, genau wie mein Vater es immer getan hat und immer tun konnte.«

Der Concierge lächelte, und kurz senkte er den Blick. »Ich danke Ihnen, Frau Helene. Und wenn ich mir die Bemerkung erlauben darf: Ihr Herr Vater und ebenso Ihre Frau Mutter wären sehr stolz auf Sie. Und gewiss würde es beiden über Ihren Einsatz hier im *Atlantic* hinaus gefallen, dass die Förderschule nicht nur wiedereröffnet wurde, sondern sogar noch mehr Kindern die Möglichkeit auf Bildung gibt als früher.«

»Danke, Edward. Ich gebe zu, dass ich froh darüber bin, mit welchem Einsatz meine Schwester das alles wieder hat aufleben lassen.«

»Obwohl doch eigentlich Sie es waren, die die Arbeit Ihrer Frau Mutter fortgesetzt hat«, erinnerte er.

»Ja, das stimmt. Doch wenn Sophie nicht so bereitwillig übernommen hätte, nachdem das *Atlantic* eröffnet hatte, wäre es nicht möglich gewesen.« Helene spürte ein warmes Gefühl in sich aufsteigen. »Sophie geht wirklich in der Arbeit auf. Ich hoffe, dass der neue Musiklehrer, der heute angefangen hat, die Erwartungen meiner Schwester erfüllen kann«, sprach Helene ihren Wunsch aus. »Seit der alte Herr Grammann aufgehört hat, hatten wir einige Reinfälle.«

»Es ist wie immer im Leben«, antwortete Miller. »Man wird zum richtigen Zeitpunkt auf den richtigen Menschen treffen. Da die neuen Musiklehrer bisher nicht auf die Stelle passten, ist der richtige Zeitpunkt noch nicht gekommen. Doch das wird er.«

Helene nickte. »Danke, Edward. Sie haben vollkommen recht«, stimmte sie ihm zu. »Der richtige Mensch kommt zur richtigen Zeit«, wiederholte sie. »Das werde ich mir merken.«

In diesem Moment trat die frisch verheiratete Freifrau von Hohenried in einem eleganten dunkelgrünen Tageskleid von der Treppe aus in die Lobby und eilte auf Edward zu.

»Herr Müller, Herr Müller«, brachte sie ein wenig atemlos hervor, »wir müssen uns beeilen!«

»Verzeihen Sie, Frau Helene, das hier ist ein äußerst wichtiges Unterfangen«, verkündete Edward, verneigte sich abermals und wandte sich eilig zum Gehen. »Selbstverständlich, gnädige Frau«, hörte Helene ihn mit beruhigender Stimme versichern. »Die Geburtstagstorte für Ihren Herrn Gemahl ist bereits eingetroffen. Sollte nun der passende Augenblick gekommen sein, schicke ich eines der Hausmädchen zu Ihnen hoch. Sagen wir in ...« Er warf einen Blick auf die große Uhr über der Rezeption. »... sieben Minuten?«

»Vielen Dank, Herr Müller, Sie sind der Beste!«, rief die junge Dame und huschte eilig die Treppe wieder hinauf.

Mit einem Schmunzeln auf den Lippen wandte Helene sich um und verließ das *Atlantic*. Sie hatte gerade die Promenade erreicht, als sie Sophie mit schnellen Schritten auf sich zukommen sah.

»Ich wurde aufgehalten«, erklärte diese leicht außer Atem. »Bitte verzeih.«

»Aber das macht doch nichts.« Helene legte ihrer Schwester die Hand auf den Unterarm. »Ein kleiner Spaziergang hat noch niemandem geschadet. Wollen wir reingehen oder noch ein paar Schritte laufen?«, fragte sie dann.

»Ach, es ist ja trocken und die Luft herrlich klar, nachdem

der Nebel sich verzogen hat«, antwortete Sophie. »Ich würde gern noch ein bisschen draußen bleiben, zumal ich leichte Kopfschmerzen habe.«

»Gern«, stimmte Helene zu, die froh war, ihren warmen Mantel übergezogen zu haben, und rückte ihren Hut zu recht. Denn auch wenn die Luft klar war, war es doch recht kalt.

»Danke«, sagte Sophie und hakte sich bei Helene ein, nachdem diese die Hand zurückgezogen hatte.

Die beiden Schwestern schlenderten ein Stück über die Promenade, auf der nur wenige Leute unterwegs waren. Die rauen Herbststürme, die im November häufig tobten, hatten eine feine Sandschicht auf den befestigten Weg geweht, unter die sich das Laub der im Sommer so herrlich schattenspendenden Bäume mischte. Helene liebte diese ganz besondere Stimmung, der stets ein wenig Melancholie anhaftete.

»Ich wollte dir etwas erzählen«, brach Sophie nach mehreren Minuten das einvernehmliche Schweigen.

Helene wandte interessiert den Kopf zur Seite und betrachtete das schön geschnittene Profil ihrer älteren Schwester. Dabei entging ihr nicht, dass Sophies Augen leicht verengt und ihre Stirn gekraust war, als würde ihr das, was sie Helene gleich mitteilen würde, Sorge bereiten.

»Ja?«, fragte sie daher leicht verzagt.

»Nun ... Ich bin zu spät gekommen, weil ...« Sophie blieb stehen und sah Helene direkt ins Gesicht. »... weil ... ich ihn eben zufällig getroffen habe.«

»Wen hast du getroffen?«, fragte Helene verwirrt.

Sophie zögerte, aber nur einen kurzen Augenblick. »Christian«, antwortete sie dann und sprach damit eben

den Namen aus, der Helene bei der bloßen Nennung eine Gänsehaut bescherte. »Christian ist wieder da.«

Helene atmete tief durch, dann setzte sie sich in Bewegung, den Blick auf die See geheftet, damit ihre Schwester nicht mitbekam, was in ihr vorging.

Christian war heimgekehrt. Doch was um alles in der Welt sollte sie davon halten?